41 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1899

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Röversbrunn.

Von Sophie von Niebelschütz.

(Fortsetzung.)

„Als ich etwa fünfzehn Jahr alt war, blieben Guidos Besuche in Röversbrunn plötzlich ganz aus und die Leute behaupteten, der entschiedene Liebling des reichen Onkels sei gänzlich bei ihm in Ungnade gefallen, weil sein lockeres Leben, seine zahlreichen Schulden selbst das Maß überstiegen, das der darin sonst sehr Nachsichtige für das erlaubte hielt.

„Ich bestritt solche Behauptungen mit heller Entrüstung, dachte aber im übrigen nicht viel an Vetter Guido und hätte ihn vielleicht ganz vergessen, wenn nicht eine überraschende Nachricht das Interesse an ihm von neuem wachgerufen hätte. Er, mein ritterliches Ideal, dem ich nie einen eigennützigen Gedanken zugetraut, hatte eine Geldheirat geschlossen und Josephine von Walnstedt, die einzige, durch das zugebrachte Vermögen ihrer Mutter reiche Cousine, die öfter in Röversbrunn gewesen, war seine Erwählte!

„Die Verwandten, welche sich gerade im Schloß aufhielten, waren sprachlos über diese Neuigkeit, unsere Leute schüttelten verwundert die Köpfe, war doch dies Mädchen bei Hoch und Niedrig geradezu verhaßt! Geldstolz, hochfahrend bis zur Lächerlichkeit, maßlos heftig und rechthaberisch, geriet sie mit jedermann in Streit, nur mit mir hatte sie in leidlichem Frieden gelebt, vielleicht nur, weil unsere Wünsche und Interessen sich niemals kreuzten.

„Das junge Paar kam nicht nach Röversbrunn und der Onkel dachte auch nicht daran, sie einzuladen.

„‚Er kann meine Hilfe jetzt entbehren!‘ äußerte er einmal, halb spöttisch, halb bitter, ‚nun, wir wollen ja sehen, ob das Glück immer stand halten wird!‘

„Drei Jahre vergingen, ich stand in vollster Jugendblüte und galt für das schönste Mädchen weit und breit, doch ein freudvolles Leben war es wahrlich nicht, was ich jetzt führte! Brigitte lag stumpfsinnig und gelähmt auf dem Krankenlager und das einzige Gefühl, das sich noch in ihrem müden, alten Herzen regte, war eine rührende Liebe zu mir, die sie oft in kindischer Verwirrtheit ihre gute, kleine Burgfrau nannte.

„Drunten ward das Treiben immer wüster, immer wilder, mir graute vor jedem Gange in die unteren Räume, fand ich doch bei meinem Onkel nicht einmal genügenden Schutz vor den zudringlichen Huldigungen seiner ungebildeten Gäste!

„Grenzenlose Bangigkeit überkam mich, wenn ich still an dem Lager der Kranken saß und ihr welkes, eingefallenes Antlitz betrachtete. Was sollte aus mir werden, wenn sie zur Ruhe ging?

„Mein Onkel hatte eine eiserne Natur; er war noch so rüstig und frisch, wie ich ihn zuerst gesehen, obgleich er den Wein mehr als billig liebte; seiner kleinen, schwächlichen Gestalt schien weder Alter noch Krankheit etwas anhaben zu können.

„Ich sehe ihn jetzt seltener als je, und er verlangte auch niemals nach meiner Gegenwart, an einem schwülen Julitage begegnete ich ihm aber, von einem Ausgange zurückkehrend, im Garten, in dem er sich sonst wenig aufhielt.

„Mit festen Schritten durchwanderte er die verwilderten Gänge, ein ganz eigenes Lächeln spielte um seine schmalen, bartlosen Lippen.

„‚Alexandra, komm einmal her,‘ rief er plötzlich sich nach mir umwendend.

„Ich gehorchte verwundert; was konnte er von mir wollen?

„‚Freue Dich, Kind, es giebt bald Leben und Abwechselung im Haus!‘ sagte er spöttisch, ‚der Ueberkluge hat's jetzt eingesehen, daß hier doch die beste Hilfe für ihn ist — die reichen Freudenquellen, die ihm Röversbrunn entbehrlich machten, sind schon versiegt!‘

„‚Onkel, Du meinst?‘ frug ich schüchtern, sein wunderliches Wesen beängstigte mich.

„Er lachte laut auf. ‚Guido kommt morgen, mit seiner jungen Frau,‘ erklärte er lustig, ‚Du kannst Dich im Friedenstiften üben, Kleine — sie leben wie Hund und Katze miteinander!‘

„‚Josephine konnte sich selten mit jemand vertragen,‘ wagte ich zaghaft zu bemerken; der alte Herr betrachtete mich prüfend, mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen.

„‚Bist ein reizendes Mädel geworden, Alexandra,‘ sagte er wohlgefällig, ‚gieb Dir nicht zu viel Mühe mit der Vermittlerrolle, das hieße hier Oel ins Feuer gießen!‘

„Ich verstand nicht, was er meinte und dachte auch nicht weiter darüber nach, der bevorstehende Besuch beschäftigte allein meine Gedanken. Guidos ritterliches Bild tauchte wieder vor mir auf, in leuchtender Schöne und das Mitleid, das ich für den so herb Getäuschten empfand, erhöhte noch seinen Reiz.

„Ich dachte wirklich an Friedenstiften; es war ja doch undankbar, daß zwei, die sich angehörten, fürs ganze Leben, auf die Dauer in Haß und Entfremdung verharren sollten!“

Frau Alexandra schwieg, wie erschöpft, ihre Hand tastete suchend nach der ihres Kindes. „Du hast es gewollt!“ murmelte sie dumpf, „so höre auch das Ende!“



Professor Dr. Bunsen †. (Mit Text.)

2.

Das Haupt verhüllt, erbebend unter leisen Fieberschauern lehnte Frau Alexandra in der Sophaecke, hochaufgerichtet, mit gefalteten Händen und thränenschimmernden Augen, saß Stella neben ihr.

Wie feuchtkalte Moderluft wehte es herein, in ihr sonniges, jugendfrisches Leben, das bisher nichts getrübt, als die rätselhaften Schatten, welche der Mutter Seele verdüsterten und die Trennung von den Lieben in ihrem Kindheitsparadies, nach dem ihr treues Herz so sehnsüchtig verlangte.

War es nicht undankbar, darüber zu klagen, war ihr Leid nicht nichtig und klein, gegen die Qualen, welche die liebe Mutter erduldet? Und das Ende, das Ende? — Konnte es denn noch schrecklicher werden, als der Anfang gewesen?

Jetzt richtete Frau Alexandra sich langsam empor, mit todblassem Antlitz, den Blick zur Erde gesenkt, begann sie weiter zu erzählen:

„O, jene Zeit, die nun folgte! Meine Gedanken verwirren sich, Angst und Grauen regen sich in mir, wenn ich ihrer gedenke! — Sie führten ein Höllenleben, Guido und Josephine, das merkten wir bald in Röversbrunn, vor allem ich, die er zu seiner Vertrauten machte! Es war ein merkwürdiger Blick, mit dem er mich ansah; als wir uns zum erstenmal wieder begegneten. ‚Du hast Dich sehr verändert, Alexandra!‘ Das war alles, was er sagte, aber es klang so seltsam, daß mir fast bange wurde.

„Josephine lachte laut auf; wie eine Irrsinnige. ‚Für Deine Unterhaltung scheint hier gesorgt!‘ rief sie mit giftigem Hohn. — Er antwortete sarkastisch, mit bitterer Verachtung und versetzte sie dadurch in maßlosen Zorn — so trieben sie es alle Tage.

„Mir gegenüber aber entfaltete Guido seine ganze Liebenswürdigkeit; freundlich ging er auf meine Wünsche und Gedanken ein, in der interessantesten Weise wußte er zu fragen, zu erzählen; ich war bald sehr geneigt, Josephine alle Schuld an dem traurigen Zerwürfnis zu geben. — Sie verfolgte mich mit dem glühendsten Haß, heftige Schmähreden stieß sie gegen mich aus, jedem harmlosen Wort wußte sie eine schlimme Deutung zu geben; laut weinend flüchtete ich oft in das stille Turmstübchen zu meiner alten Brigitte, das allein mir noch Ruhe und Frieden bot!

„Doch seltsam, mein Onkel, der sich sonst nie um mein Thun und Treiben kümmerte, ließ mich immer wieder holen — war's Guidos, von neuem fast unbegrenzter Einfluß, der ihn dazu bestimmte?

„Jetzt meine ich, es wird wohl so gewesen sein, damals dachte ich nicht daran, oder, wenn es mir einfiel, fand ich es ganz natürlich, daß er nach anderer, als Josephinens Gesellschaft verlangte.

„Ein feinfühlender, edler Mann konnte an der Seite eines solchen Geschöpfes nicht glücklich sein, das ward mir täglich klarer und damals hielt ich ihn noch dafür, ich bedauerte ihn — —

„Verstand er mein Mitleid falsch, trieb ihn seine maßlose Eitelkeit, zu denken, daß ich je die Gefühle erwidern könne, die mich mit Furcht und Abschen erfüllt hätten, wenn ich ihr Dasein geahnt? Ich weiß es nicht und kann es noch heute nicht begreifen, was ihm den Mut gab, Worte zu mir zu sprechen, die — —

„Genug, es kam der Tag, wo der Schleier fiel, der meine kurzsichtigen Augen verblendete, wo Guido von Walnstedt in seiner wahren Gestalt vor mir stand! — Von Liebe sprach er mir, von Scheidung von der verhaßten Frau, die weichen solle, damit er mich gewinnen könne, ich stieß ihn voll Entrüstung zurück und sagte ihm, daß es aus sei mit unserer Freundschaft, mit meiner Nachsicht und Geduld. — Harte, scharfe Worte waren es, die ich sprach; ich kindische Thörin! Gerade meine strenge Zurechtweisung, die Kälte und Gleichgültigkeit, die ich ihm nachher recht absichtlich zeigte, fachten seine Leidenschaft zu heller Flamme an; es begann jetzt auch für mich ein Höllenleben! — Ich wich kaum mehr aus dem Turmstübchen, trotz all der Botschaften und zürnenden Mahnungen, die mir gesendet wurden. Die Sterbende bedarf meiner! Das war meine stete Antwort auf alles Drohen und Bitten.

„Und dennoch — wende Dich nicht ab von mir, Kind, mit Grauen und Entsetzen, wenn ich Dir das Schlimmste erzähle! Die phantastischen Träumereien, denen ich mich zügellos hingegeben, rächten sich an mir, der Glanz, mit dem ich das Bild meines Ritters geschmückt, wollte nicht weichen, ich fühlte mit verzweifelter Empörung, daß ich nahe daran war, Guido von Walnstedt wirklich zu lieben! — Wie furchtbar das war, wie demütigte es mich, bis in den Staub! Nächtelang lag ich in heißem Gebet auf meinen Knieen, doch es zog kein Friede in mein geängstetes Herz, ich war von Gott und Menschen verlassen!

„Mein fester Wille siegte über die sündige Regung, doch ein unbezwinglicher Ekel überkam mich, vor der ganzen Welt, vor mir selber, ich sehnte mich fort von der fluchbeladenen Erde, auf der mir alles Gute und Große verkommen und ausgestorben erschien.

„In einer stillen Mondnacht war ich wieder betend niedergesunken in dem kleinen Gemach, wo eine Sterbende leise röchelte im Todeskampf. — Abgebrochene Wehelaute kamen über meine Lippen, ich hob die Arme empor, um Erlösung flehend, aus der dumpfen Schwüle, die mich umgab, aus der heillosen Verwirrung, die auch mich rettungslos zu umstricken drohte. Aufgelöst flutete mein schwarzes Haar über das lichte Sommergewand, das ich trug, weißliche Mondstrahlen blitzten und flimmerten um mich her. Da richtete die alte Brigitte sich plötzlich auf, mit letzter Kraft. ‚Herr Gott, erbarme dich unser!‘ rief sie mit unheimlich lauter, klarer Stimme, ‚die Ahnfrau ist dem Grab entstiegen, nun kommt das Ende!‘ Sie schlug mit den Händen in der Luft umher, dann sank sie stöhnend zurück: ich flog mit einem lauten Angstschrei zu ihr hin. Ach, das Ende war da, nicht nur für die treue Seele, auch für mich, die eine rechte Walnstedt bleiben wollte, wie es die Frauen unseres alten Geschlechtes vor Zeiten gewesen!

„Würde ich es können? — Ich sehe Josephine verstoßen, hörte Guidos flehende Bitten und das spöttische Lachen des Onkels — Herr Gott, kam nicht wirklich das Ende? Nein, nein, so sollte es nicht sein, ich wollte fliehen, mich retten vor dem finsteren, spukhaften Traum, der mit widrigen Bildern dies unselige Haus erfüllte! In fliegender Hast schrieb ich einen kurzen Abschiedsbrief an meinen Onkel, packte ein kleines Bündel der nötigsten Sachen zusammen und schlich mich hinaus durch das Seitenpförtchen, das, wie ich wußte, Tag und Nacht geöffnet war. Aengstlich huschte ich durch den mondbeleuchteten Garten, unter die Bäume des Parkes, hastig überkletterte ich einen niedrigen Zaun und lief hinaus, in den schweigenden Wald, weiter, nur immer weiter, fort, nur fort, von Röversbrunn! — Wie lange ich so umhergeirrt bin, weiß ich nicht. Todmüde setzte ich mich endlich unter einer hohen Eiche nieder. Alles um mich her war mir neu und unbekannt, ich glaubte mich schon meilenweit entfernt von dem Ort, der mir der schrecklichste auf Erden dünkte! Die dichtbelaubten Aeste breiteten dunkle Schatten um mich her, doch vor mir leuchtete ein stetes, ruhiges Licht, wie ein freundlicher Stern; ich konnte die Augen nicht davon abwenden. Der Spruch kam mir in den Sinn, der nach Jahren auch Dein Herz bewegte und süße Ruhe zog ein in meine sturmbewegte Seele. „Mit Gott!“ Das Wort hatte einst die Walnstedts geleitet durch dies dornenvolle Erdenleben, es sollte auch mir Führer und Leitstern sein! Ich blickte nach dem Licht hinüber, bis mir die Augen zufielen, und dann träumte ich von einer friedlichen Heimat, wo ich sicher und geborgen war vor allem Bösen und vor allem Leid. —

„Ich hatte wohl lange geschlafen, süß und fest, wie seit vielen Wochen nicht mehr, da weckten mich fremde Stimmen, kühle, taufrische Morgenluft wehte mir um Stirn und Schläfe. All mein Kummer, meine beängstigenden Sorgen fielen mir wieder ein, doch sie quälten mich nicht mehr, voll Freude und Friede sah ich der dunklen, ungewissen Zukunft entgegen. Regungslos lag ich, mit geschlossenen Lidern, ohne Furcht und Bangen; mir war's, als müßten es gute, brave Menschen sein, die mich gefunden. ‚Vater, sie lebt doch? Sie kann ja nicht tot sein!‘ hörte ich es neben mir sagen; weich und freundlich, voll regen Mitgefühls für die Fremde, die Elende, Verlassene. Ich schlug die Augen auf und richtete mich langsam empor; zwei Männer standen neben mir und betrachteten mich mit mitleidig besorgten Blicken, doch ich sehe nur den einen, dessen offene, ehrliche, unbedingtes Vertrauen erweckende Züge mich unwiderstehlich anzogen. Er trat rasch zu mir, um mich zu stützen, als ich wankend einige Schritte zu gehen versuchte, willig legte ich meinen Arm in den seinen, da klang von seitwärts her eine Stimme an mein Ohr, die all' meine frohe Zuversicht in jähes Entsetzen verwandelte. — ‚Fräulein von Walnstedt, Sie hier, vor Morgengrauen im tiefen Walde?‘ frug es ernst und befremdet, „Sie haben sich verirrt, nicht wahr, und können den Weg nach Röversbrunn nicht wiederfinden?‘ Wie erstarrt blickte ich in das Antlitz des Oberförsters von Nordfeld, dessen Forsthaus ganz dicht an unserer Grenze lag. War ich denn nicht unbekannt und frei, in einer fremden Gegend, wie ich es ersehnt und gehofft, war all mein Mühen, mein rascher Entschluß umsonst gewesen? — Ich stieß einen lauten Angstschrei aus. O nicht dorthin zurück! rief ich verzweifelt, viel lieber möchte ich sterben! — Ich fühlte, wie eine Hand die meine mit festem, leisem Druck umschloß, halb sinnlos vor Angst klammerte ich mich an meinen jugendlichen Beschützer. O bringen Sie mich fort, weit fort! flehte ich unter Weinen, ich will es Ihnen lebenslang danken!

„Der Oberförster war rasch näher getreten, Mitleid und Unwille kämpften in seinen milden, freundlichen Zügen. ‚Sie sind von Röversbrunn entflohen, armes Kind?‘ fragte er unruhig, ‚sprechen Sie, was ist geschehen, was hat man Ihnen angethan?‘ — ‚Laß uns das Fräulein in unser Haus führen, Vater,‘ bat der junge Mann, ‚sie muß erst ruhen, sich fassen, ehe wir sie mit Fragen bestürmen!“ — Der Oberförster schüttelte sorgenvoll den Kopf. ‚Das ist eine üble Sache,‘ erwiderte er unschlüssig, „wir mischen uns da in Dinge, die uns nichts angehen — ‚was sollen wir dem alten Herrn antworten, wenn er kommt —‘

„Ich rang mit aller Willenskraft nach Ruhe und Fassung. —

Nordfelds verkehrten natürlich nicht in Röversbrunn, die Familie war mir völlig unbekannt, nur den Oberförster selbst hatte ich ein paarmal flüchtig im Walde gesehen. Er galt weit und breit für einen ritterlichen, warmfühlenden Ehrenmann, sollte es mir nicht gelingen, sein Herz zu rühren? Ich bin so elend und verlassen, begann ich mit zitternder Stimme, Brigitte, mein Schutz, meine einzige Freundin, ist gestern gestorben — ich halte es nicht aus, so allein, in dem wüsten, wilden Treiben! Herr von Nordfeld blickte mich forschend an. ‚Ist nicht noch eine Verwandte da?‘ frug er zögernd, ‚sollten Sie bei ihr nicht Schutz und Hilfe finden?‘ Ich lachte grell und schaudernd auf. — Josephine! Es war nur ein einziges, einfaches Wort, das ich wild herausstieß, aber die ganze Verzweiflung meines Herzens offenbarte sich darin.

„‚Vater, quäle sie nicht mehr!‘ rief mein Begleiter in leidenschaftlicher Erregung, ‚ich stehe zu dem Fräulein und sei es auch gegen die ganze Welt!‘ — Bestürzt blickte der Oberförster in die großen, dunkelblauen Augen, die so feurig glänzten. ‚Dagobert, Dagobert!‘ mahnte er vorwurfsvoll, dann wandte er sich zum Gehen. ‚Folge mir mit dem Fräulein,‘ sprach er über die Schulter zurück, ‚ich will mit der Mutter reden. Du hast ja recht, wir können die Arme nicht schutzlos im Walde verlassen!‘ — Dank, innigen Dank! rief ich bewegt; er hörte nicht mehr; ich schaute ihm nach, wie im Traum. Mir drohten die Sinne zu vergehen, schwer stützte ich mich auf den Arm meines Begleiters. — ‚Aengstigen Sie sich nicht,‘ sagte er mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme, ‚ich bringe Sie zu meiner Mutter, in ihrer Nähe finden Sie Trost und Friede!‘ Und dann erzählte er weiter von seiner Heimat, dem schönen, friedlichen Familienleben, das ich nun auch kennen lernen würde. Milde, freundliche Trostworte waren es, die er sprach, sie nahmen mir Herz und Sinn gefangen und plötzlich flutete es über mich herein, wie ein blendender Lichtstrom, ich fühlte mit Freude und Bangen, daß es doch noch Glück auf Erden gab und reine, treue Liebe. Die Morgensonne stieg hell im Osten empor, sie verkündete uns beiden ein neues Leben — ach, für ihn war es nur der Anfang des Verderbens!

„Stella, Du kannst es nicht ahnen, wie mir zu Mute ward, als ich das liebe, trauliche Familienzimmer im Forsthause betrat, das so ganz anders war, als die verwahrlosten, prächtigen Räume in Röversbrunn! Hier sehe ich es nun greifbar vor mir, was ich träumend gesucht in ferner Vergangenheit; so, so war es wohl gewesen bei den Walnstedts der alten Zeit, von denen Brigitte mir erzählt! Und Dagobert hatte recht gehabt: bei seiner Mutter fand ich Trost und Frieden! Ihr vertraute ich alles, was ich in den letzten, schrecklichen Wochen erlebt, nur die grauenvollen Kämpfe, die mich fast zum Wahnsinn trieben, verschwieg ich ihr; es erschien mir wie eine Entweihung, mit Dagoberts Mutter davon zu sprechen. ‚O schicken Sie mich nicht fort, bat ich angstvoll, als ich meinen Bericht geendet, o helfen Sie mir, retten Sie mich aus der Hölle dort drüben! — Die sanfte Frau, deren schöne, dunkelblaue Augen mich so sehr an die Dagoberts erinnerten, schloß mich zärtlich in ihre Arme. ‚Haben Sie keine Furcht, mein armes Herz,‘ sagte sie freundlich, ‚mein Mann ist schon drüben in Röversbrunn, um mit Ihrem Onkel zu sprechen; wenn er einwilligt, und es Ihnen recht ist, sollen Sie bei uns eine Heimat, ein Elternhaus finden!‘ Ich faßte ihre Hände und bedeckte sie mit stürmischen Küssen; zu sprechen vermochte ich nicht.

„Frau von Nordfeld brachte mich droben im Gaststübchen zur Ruhe, wie eine Mutter ihr müdes, krankes Kind. ‚Schlafe, mein armer Liebling, es wird Dir gut thun!‘ sagte sie weich und leise, als sie von mir ging. Ich schloß die Augen und träumte still vor mich hin, dann aber vereinte sich all mein Sinnen und Denken zu dem heißen Gebet: Herr erhalte mir dies friedvolle Heim, laß mich Dagoberts Eltern dienen, in Liebe und Treue! Mein Flehen ward erhört und damals meinte ich, wie Du, Gott sei mit mir, er würde mich schützend leiten, auf rechten Wegen! Mein Onkel hatte ohne viele Fragen und Gegenreden, dem Wunsche meiner neuen Freunde, mich bei sich behalten zu dürfen, nachgegeben. Mein ganzes Sein und Wesen paßte so wenig nach Röversbrunn, daß er wohl froh war, von der lästigen Störerin befreit zu sein, ohne doch für hartherzig und unfreundlich gehalten zu werden.

„Wie glücklich machte es mich, Nordfelds die früh verstorbene Tochter ersetzen, der Mutter bei allen häuslichen Arbeiten treu zur Seite stehen zu dürfen! Bald war ich ganz heimisch im Forsthause; der Eltern Liebling, ihre unentbehrliche Stütze, lebte ich frisch und fröhlich auf, im Verkehr mit Erich, dem ältesten Sohne, einem jungen Offizier in der nächsten Stadt und seiner liebenswürdigen Frau, die mich wie eine wirkliche Schwester betrachteten. Und Dagobert, dem all meine Gedanken, meine heimlichen Träume gehörten? Die Liebe, die uns vom ersten Tage an verband, war schöner und freudebringender, als alles andere auf der weiten Welt — jetzt, jetzt erst wußte und empfand ich, was Glück, was Leben sei! Wohl mußte er, ein Oberförster, wie sein Vater, nach kurzer Urlaubszeit in seinen ziemlich weit entfernten Wirkungskreis zurück, doch meine Seele ging mit ihm; ich zählte die Tage bis zu seiner Wiederkehr! Zum Weihnachtsfest war er wieder in unserer Mitte und als das neue Jahr anbrach, begrüßte ich es als seine glückliche Braut — ich meinte, nun gäbe es nichts mehr auf Erden für mich zu wünschen! Stella, man soll keinen Menschen vergöttern, ich aber habe es gethan; mit ungezügelter Leidenschaftlichkeit hing ich mein ganzes Herz an Deinen Vater, vergessen war die Zeit in Röversbrunn wie ein dumpfer, wüster Fiebertraum, ich vermochte mit lächelnder Ruhe an Guido von Walnstedt zu denken. Er zürnte mir bitter, der eitle Mann, dessen Selbstgefühl ich eine so tiefe Wunde geschlagen; als ich ihm, bald nach meiner Flucht zufällig auf einem Spaziergang begegnete, ging er, ohne zu grüßen, an mir vorüber, als habe er mich nie gekannt. Zum Frühling zogen wir ein, Dein Vater und ich, in unser friedliches, grünes Heim und genossen dort sechs Jahre des vollsten, reinsten Glückes, das seinen Höhepunkt erreichte, als unser Sternchen uns mit klaren, dunkelblauen Augen freundlich anlachte. Und dann kam das Verhängnis. In Schutt und Trümmer sank, was zu schön für diese Erde gewesen, Du bliebst mir allein zurück, mein letztes Kleinod!“

„Und die Großeltern,“ flüsterte Stella schüchtern, „sie haben uns doch immer so lieb gehabt!“

Frau Alexandra seufzte tief auf. „Ja, ja,“ stimmte sie schwermütig bei, „doch es führt keine Brücke mehr hinüber, nach der Stätte, wo wir einst so glücklich gewesen! Du hast Dich immer so sehr auf unsere Besuche im Waldhause gefreut, armes Herz,“ fuhr sie nach einer Weile trübe fort, „und es waren auch schöne, heitere Tage, die wir dort verlebten. Dir gingen die Großeltern über alles und Du spieltest so gern mit Onkel Erichs kleinem Dagobert, der seit dem frühen Tode seiner Eltern im Forsthause weilte. Dein jubelndes Entzücken bei der Aussicht auf diese Reise machte mich manchmal fast eifersüchtig und doch war ich froh und stolz, daß Du immer und überall der allgemeine Liebling warst. Selbst der alte Onkel in Röversbrunn hatte seine Freude an Dir, wie er überhaupt mit meiner Heirat sehr zufrieden war. Großmütig hatte er für meine Aussteuer gesorgt und später verkehrte er freundlich mit uns, so oft wir uns im Waldhause aufhielten. Auch Guido sehe ich wieder, dessen kinderlose Ehe etwa drei Jahre nach meiner Verheiratung wirklich geschieden worden war. Er hielt sich viel in Röversbrunn auf und war von neuem meines Onkels erklärter Liebling geworden. Mit unbefangener Herzlichkeit, als hätte nie etwas zwischen uns gestanden, kam er mir entgegen, ich aber erschrak fast über sein Aussehen, sein ganzes Wesen; er war so seltsam und so sehr unvorteilhaft verändert. Nicht mehr gewinnend liebenswürdig, interessant und geistreich erschien er mir, nein, all' diese Eigenschaften, die sonst für ihn einnahmen, waren dünkelhafter Rechthaberei und launenhaftem Sichgehenlassen gewichen, ich begriff nicht, wie ich einst voll schwärmischer Bewunderung zu ihm aufblicken konnte! Ein stiller Krieg entstand von Anfang an zwischen ihm und Dagobert. Ich hätte nie gewünscht, sie als Freunde zu sehen, doch die spöttischen Worte, die zwischen ihnen hin und herflogen, die drohenden Blicke, mit denen sie sich maßen, erfüllten mich oft mit Furcht und Bangen.

„‚Ein Genie ist Dein Auserwählter gerade nicht,‘ sagte Guido einmal zu mir, ‚ich hätte nimmer gedacht, daß Du an solch einfacher Idylle Geschmack finden könntest, Alexandra!‘

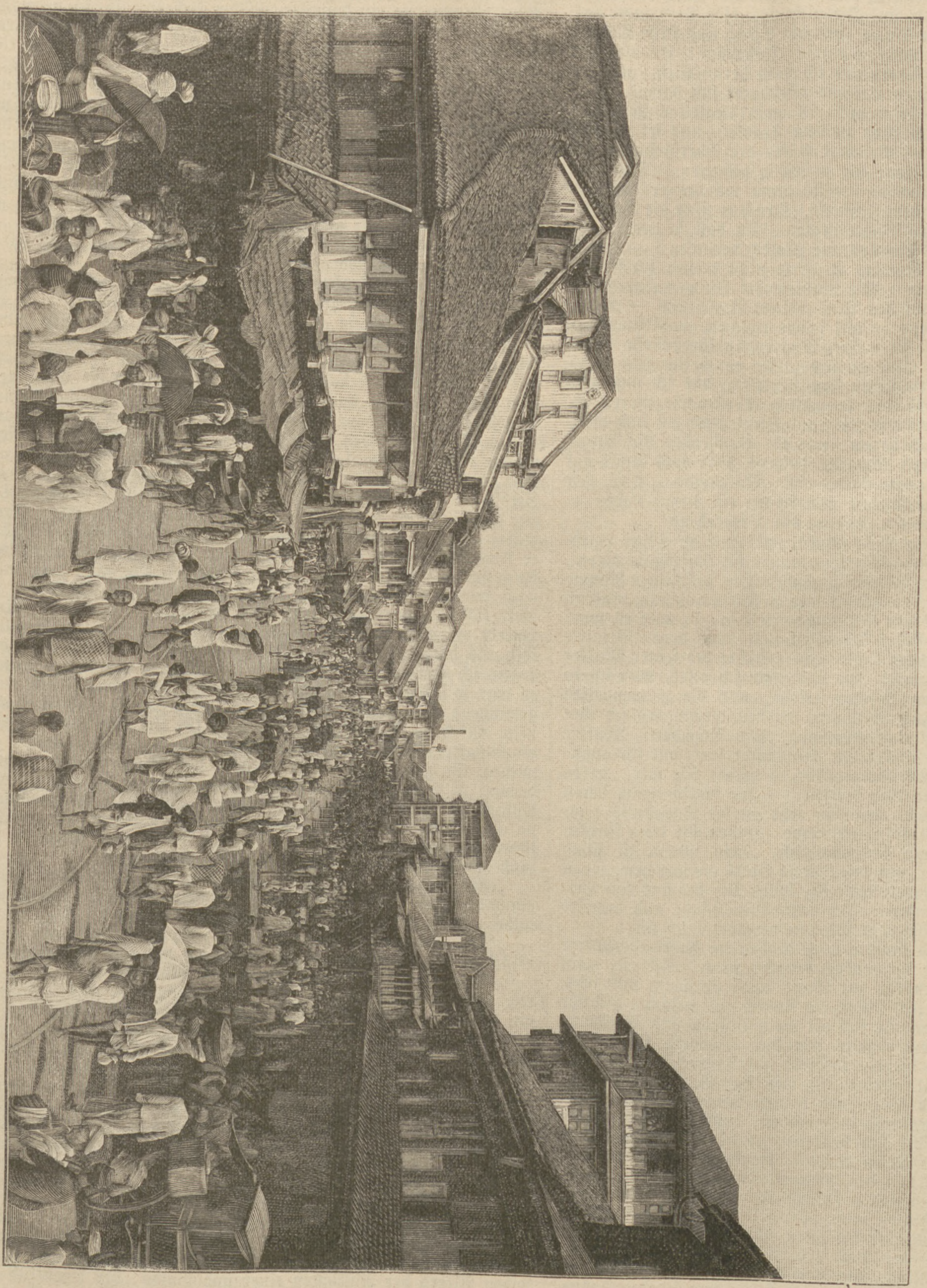
„Ich würdigte ihn keiner Antwort. Es widerstrebte mir, mein Glück in den Staub zu ziehen, indem ich mit ihm darüber redete.

„‚Dein Vetter weiß auf Sonne und Mond besser Bescheid, als wir auf der armseligen Erde!‘ spottete Dagobert, ‚das, woran er am festesten glaubt, ist seine eigene Weisheit und Unfehlbarkeit!‘

„‚Du hast recht, aber es erniedrigt Dich, mit ihm zu streiten,‘ war meine Antwort; er lächelte zufrieden! Mein Herz lag vor ihm, wie ein offenes Buch, ich hätte nimmer ein Geheimnis vor ihm haben mögen und doch war es vielleicht unklug und unrecht gewesen, ihm einen Blick in meine einstigen Kämpfe und Qualen thun zu lassen! — Wieder einmal hatten wir uns zur Weihnachtszeit bei den Großeltern eingefunden und der Verkehr mit Röversbrunn, wo sich verschiedene der Verwandten aufhielten, war reger als je. Ich ging nicht gern hinüber. Sie alle, die ich dort sah, stellten es mir nur allzudeutlich vor Augen, daß es abwärts, immer abwärts mit den Walnstedts ging! An einem klaren, kalten Wintertage hatte sich die ganze Nachbarschaft zu einem Jagdvergnügen im Forsthause versammelt. Auch mein Onkel, trotz seines hohen Alters der Rüstigsten einer und Guido, der eigentlich gar kein Jäger war, blieben nicht aus. — ‚Daß Du bei der Jagd so schlecht bestehst, ist der einzige Fehler an Dir!‘ scherzte mein Onkel.

„Guido fuhr zornig auf. ‚Ach was, Fehler!‘ rief er in wegwerfendem Ton, ‚wenn ich will, treffe ich so gut, als ein anderer, ich habe oft genug nach der Scheibe geschossen!‘ — ‚Dann freilich —‘ lächelte Dagobert; es klang sehr spöttisch und reizte Guido um so mehr, als er wußte, daß Dein Vater überall für einen der

besten Schützen galt. — ‚Ich will es Ihnen heute beweisen, daß meine Worte nicht in den Wind gesprochen sind!‘ prahlte er übermütig. ‚Wir wollen Herrn von Walnstedt den Platz neben mir anweisen, Vater,‘ flüsterte Dagobert, doch laut genug, daß die andern es hören konnten, ‚neben unsere Gäste können wir ihn doch nicht stellen!‘ Es war ein böser, tückischer Blick, mit dem Guido ihn streifte, als er dicht an ihm vorüberging; grenzenlose Todes-



Rhendi-Bazar in Bombay. (Mit Text.)

angst überfiel mich plötzlich. Sei vorsichtig, Dagobert, sei vorsichtig! bat ich immer wieder. Er küßte mich zärtlich. ‚Sei ruhig, Lieb,‘ sagte er mit sorgloser Fröhlichkeit, ‚ich habe schon neben manchem unsichern Schützen gestanden und wer so viel Glück daheim weiß, ist schon auf seiner Hut!‘ Dein Großvater näherte sich uns. ‚Ich nehme Walnstedt neben mich,‘ erklärte er ernst, ‚ich will nicht, daß ihr beiden wieder streitet!‘ — ‚Nein, Vater, nur das nicht,‘ wehrte Dagobert, ‚was sollen die anderen davon denken! Laß es nur so, ich gebe Dir das feste Versprechen, daß kein Mißton den heutigen Tag stören soll!‘ Er beugte sich zu Dir nieder und hob Dich empor, dann schlang er den Arm um mich; wir konnten mit Abschiednehmen kein Ende finden. Ahnten wir wohl, daß wir uns lebend nicht mehr wiedersehen sollten? Die Arbeit war gethan, alles zum Empfang unserer Gäste vorbereitet, Deine Großmutter und ich saßen am Fenster und schauten hinaus in das Schneegeflimmer. Es war mir ganz bang zu Mute. — ‚Wenn nur kein Unglück geschieht!‘ seufzte Deine Großmutter. — Ich vermochte nicht zu antworten; mir schlug das Herz zum Zerspringen. Du spieltest mit Dagobert zu unsern Füßen, doch all seine Bemühungen, Dich zu unterhalten, hatten keinen Erfolg. ‚Kommt Papa denn nicht bald?‘ fragtest Du kindlich plaudernd immer wieder, ‚er bringt mir Tannenzapfen mit und bunte Vogelfedern — bleibt er noch lange?‘ — „Er kehrt erst am Abend heim, Liebling,“ seufzte ich leise; auch ich wünschte ja den Stunden Flügel! — ‚Wär's doch erst dunkel!‘ klagtest Du, Dein Köpfchen an mich schmiegend. Ach, die Dunkelheit kam, schneller und schrecklicher, als wir es gedacht, finster und öde ward es um uns, für's ganze Leben!“

Aufstöhnend rang die blasse Frau die schmalen Hände.

Atemlos lauschte Stella; alle Farbe war aus ihrem verstörten Antlitz gewichen. — „Mein lieber Vater!“ kam es tonlos über ihre bebenden Lippen.

„‚Da seht, dort kommt Großvater mit dem alten Herrn von Walnstedt,‘ rief Dagobert, der auf die Fensterbank gestiegen, erzählte Frau Alexandra hastig weiter, als wünsche sie zum Ende zu kommen, ich stieß Deine Großmutter zurück, die nach meiner Hand faßte und flog hinaus, dem Hofthor zu, an den beiden vorüber, die sich mir vergebens in den Weg zu stellen suchten. Dein Großvater war mit ein paar raschen Schritten an meiner Seite. — ‚Alexandra, mein Liebling, mein armes Kind, nicht dort —‘ rief er angstvoll; ‚Herr Gott, wie wird sie es tragen?‘ hörte ich meinen Onkel sagen, ich sehe Thränen in des alten Mannes Augen schimmern. — Dagobert, mein Dagobert! wollte ich rufen, doch die Stimme versagte mir, lautlos sank ich an der Bahre nieder, auf der sie ihn mir brachten, kalt und tot, von einer unvorsichtigen Kugel ins Herz getroffen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Umkehr beim Marterl.

Erzählung aus dem Erzgebirge von Alexis Kolb.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Herbstsonne lag über dem Hau und wehmütig betrachtete sie das Bild trostloser Verwüstung, welches sich ihr hier bot. Gar eindringlich erinnerte es an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Vor wenigen Monaten noch stand hier ein prächtiger Tannenwald und stolz erhoben die Baumriesen ihre Häupter in die Lüfte. Und nun waren sie gefallen unter den unbarmherzigen Streichen der Axt. Händler waren herausgekommen und hatten gefeilscht und gehandelt, und dann wurden die schlanken Stämme hinweggeführt und der Hau widerhallte eine Zeitlang von dem Wiehern und Stampfen der Pferde, von den Flüchen der Fuhrleute und von dem Knirschen der Räder.

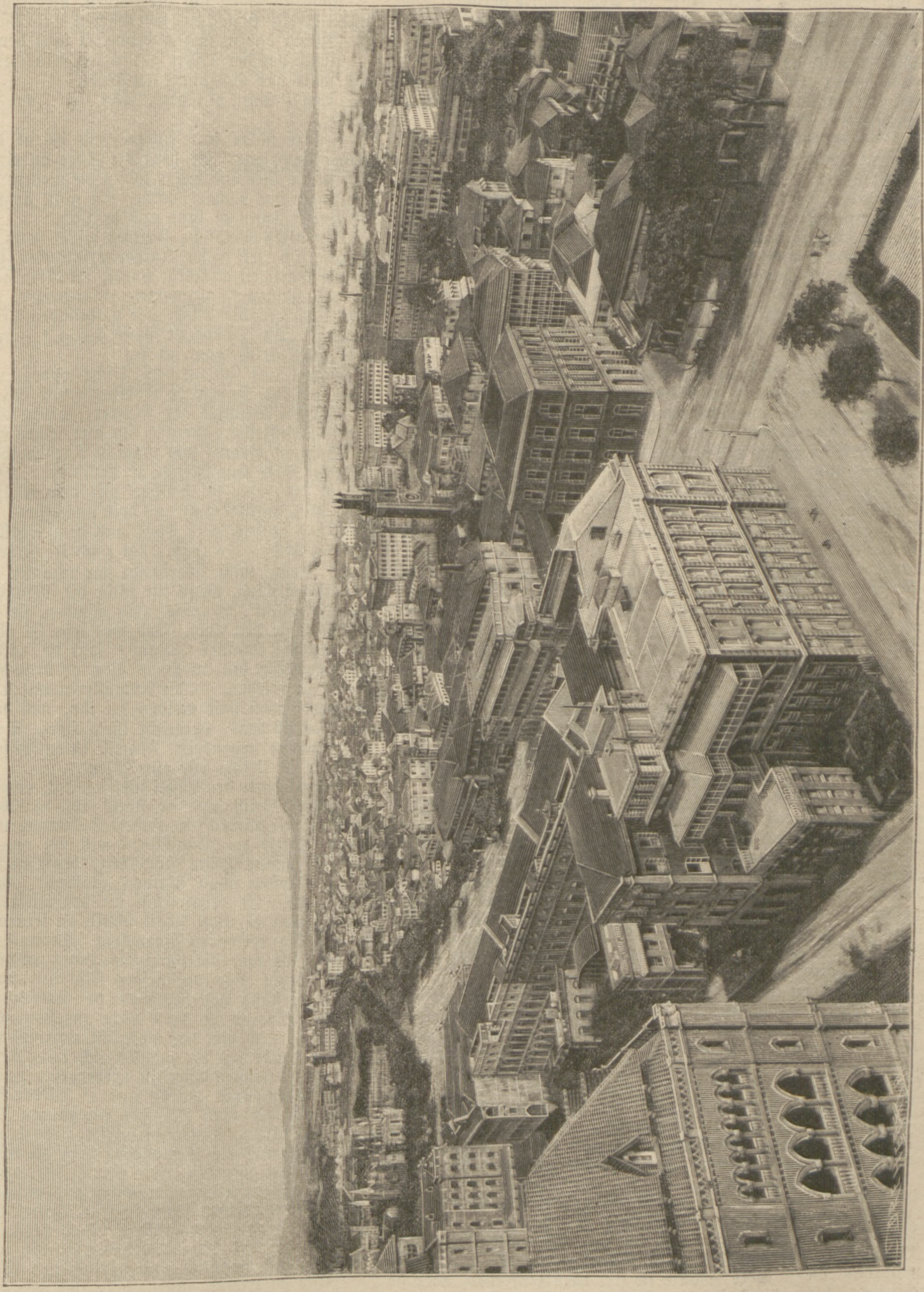
Dann war es plötzlich stiller geworden auf dem weiten Hau. Nur zwei Arbeiter noch waren zurückgeblieben, zwei jugendliche Reckengestalten. In emsigem Schaffen entfernten sie die wurzelreichen Stöcke aus der Erde und häuften sie zu mächtigen Stößen zusammen, und eine Freude war es, den beiden während der Arbeit zuzusehen, wie spielend bewältigten die muskelstarken Arme die mühevolle Arbeit.

Mit Schaufel und Haue entblößten die jungen Holzfäller im Kreise die Wurzeln vom Erdreich, durchhackten dieselben und begannen sodann den von den Fesseln befreiten Stock mit Brechstangen zu heben.

Meist gelang das Werk ohne alle Hindernisse, manchesmal freilich mußte der widerspenstige Stock erst mit schweren, eichenen Keilen gespalten werden und öfters gab er gar erst der brutalen Gewalt des Sprengpulvers nach. Und diese letztere Art machte dem einen der Burschen, dem Blonden, mit den gutmütigen, freundlichen Gesichtszügen, die größte Freude. Sein Kamerad hingegen sah gar nicht darnach aus, so leichterdings Freude zu äußern, oder auch nur zu lächeln, denn gar düster schaute der Bursche drein. Mit rastlosem Eifer schwang er die Axt und die blanken Späne flogen weit in die Runde.

Jetzt stieß der Blonde die Schaufel in die Erde und richtete sich aus seiner gebeugten Stellung empor. Suchend, wie erwartungsvoll schweiften seine Blicke über den Hau, dann zog er eine Uhr aus der Westentasche, öffnete bedächtig das messingene Gehäuse und sah nach der Zeit. „Richtig schon zwölf Uhr, ja mein Hunger betrügt mich nicht, die Gabi könnt' jetzt auch schon da sein mit dem Essen, was Franzl?" wandte er sich an den Kameraden.

Der Angeredete ließ die Axt ruhen, einen kurzen, durchdringenden Blick warf er auf den Blonden. „Die Gabi?" begann er sodann gedehnt, „ja, bringt uns denn heute nicht Deine Mutter die Kost?"



Ansicht von Bombay. (Mit Text.)

„Die Mutter ist krank und deshalb kommt heut' die Gabi heraus," antwortete sorglos der Blonde und wieder schweifte sein Blick suchend über den Hau. Und nun flog ein freudiges Aufleuchten über sein Antlitz, und zufrieden warf er die Schaufel beiseite.

„Wenn man den Teufel nennt, so kommt er gerennt," rief er lachend, „da ist sie ja wirklich schon, aber da hab' ich jetzt wieder

'was Dummes zusammengeredet, vergleich' ich die Gabi gar mit dem Gottseibeiuns," und gleichsam, wie sich entschuldigend, fuhr er fort: „na, ich hab' das Sprüch'l nicht erfunden, wenn's nicht anders lautet, kann ich's nicht anders sagen."

Wirklich war in einiger Entfernung ein junges Mädchen sichtbar geworden. In eiliger Hast sprang die schlanke Gestalt leichtfüßig über Reisigstöße, Wurzeln, Erdhügeln und Gräben. Hell und munter klang ihr freundliches „Grüß Gott" zur Arbeitsstätte herüber, und nun stand sie auch schon, tief aufatmend und das liebliche Gesichtchen von der Anstrengung des Laufens hoch gerötet, vor dem Burschen.

Gekleidet war die Kleine freilich recht ärmlich, ein kaum bis zu den Knöcheln reichendes, dunkles Röcklein, ein fadenscheiniges Leibchen und ein Paar plumpe Holzpantoffel, in welchen die kleinen Füßchen steckten, das war alles.

Aber die bestrickende Anmut des Mädchens konnte durch diese unscheinbare Hülle nicht beeinträchtigt werden.

Der Blonde war der Kleinen einige Schritte entgegengegangen und leuchtenden Blickes hatte er ihre Händchen ergriffen. Ruhig ließ es das Mädchen geschehen, daß ihm der junge Riese die krausen, goldblonden Löckchen aus der reinen Kinderstirne strich, und neckisch, ja bedeutungsvoll und vielsagend blickten die hübschen, grauen Schelmenaugen zu ihm empor.

„Bist doch ein braves Mädl," begann der Bursche, indem er der Kleinen das Körbchen vom Rücken nahm, „läßt den Toni nicht verhungern, aber leicht wär's geschehen heut', denn lang hätt' ich's nimmer ausgehalten."

Franzl hatte die Axt beiseite gelegt und sich langsam den zweien zugewendet. Einen scheuen, furchtsamen Blick warf Gabi auf die hübschen, aber strengen und finsteren Züge des Burschen; alle Heiterkeit war in diesem Momente aus ihrem Gesichtchen verschwunden und nun kniete sie nieder und packte die mitgebrachten Speisen aus.

„Ei, was nicht gar," rief Toni vergnügt und griff eifrig nach der Schüssel, „gebackene Knödel! Das ist ja mein Leibgericht und Erdäpfelsuppe! Heut' geht's ja zu wie bei einem Grafen."

Mit diesen Worten ließ er sich auf einen Reisigstoß nieder und begann tapfer zuzulangen.

Franzl hatte sich auf einem Stocke niedergelassen. Gabi reichte ihm die Blechschüssel und ihre Händchen bebten. Ein Plätzchen suchend blickte das Mädchen umher. An Franzl's Seite war noch Raum, und schon hatte es den Anschein, als wenn sich Gabi dort niederlassen wollte, doch plötzlich kehrte sie sich um und setzte sich neben Toni auf den Reisigstoß. Ein bitteres Lächeln zuckte um Franzl's Lippen.

„Recht hast, Gabi, komm nur zu mir, weißt halt, daß ich Dich gern hab'", und bei diesen scherzhaften Worten schlang Toni den Arm um den Nacken des Mädchens und drückte es sanft an sich. Eine Weile duldete Gabi die Liebkosung des Burschen, dann entwand sie sich geschmeidig den starken Armen.

„Dürres Reis will ich mit heimbringen," sprach sie geschäftigen Tones und sprang eilends davon.

Wohlgefällig blickte ihr Toni nach. „Wirklich ein bildsauberes Mädl," meinte er schmunzelnd zum Kameraden gewendet.

„Gefällt Dir die Gabi?" war Franzl's spitze und lauernde Frage.

„Wem sollte das liebe Ding nicht gefallen?" antwortete gutmütig der blonde Riese, „da müßte einer doch mit Blindheit geschlagen sein, oder so ein verknöchertes Herz haben, wie — —."

Aber Toni besann sich eines Besseren und sprach das letzte Wort nicht aus. Dafür erhob er sich.

„Muß doch dem armen Weibele ein bisl helfen," sagte er und ging mit langen Schritten dem Mädchen nach; bald stand er an der Seite der Kleinen. Heißen Auges starrte Franzl auf die zwei. Er hatte die Speisen kaum berührt, aber er brachte auch keinen Bissen mehr hinunter, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Er hatte einen scharfen Blick und nichts entging ihm. Er sah, wie lieb und zutraulich das Mädchen den Burschen anlächelte und wie eifrig die beiden sodann miteinander sprachen. Sie mußten sich sehr viel und sehr Wichtiges mitzuteilen haben. Und Franzl saß ruhig da, aber sein Atem ging mühsam und wild hämmerte das Blut in seinen Schläfen.

Gabi hatte ihr Körbchen mit Reisig gefüllt und nun kehrten die zwei jungen Leute zum Arbeitsplatze zurück.

Toni war sehr aufgeräumt und sein Antlitz strahlte vor Freude.

Gabi hatte das Eßgeschirr zusammengepackt, und mit einem freundlichen „Behüt Gott" wollte sie sich eben entfernen, aber da mochte ihr plötzlich etwas einfallen. Zagend trat sie an Franzl heran, und ohne den Blick aufzuschlagen, begann sie mit stockender Stimme: „Franzl, der Fleischer war bei uns, zwölf Gulden hat er für das Kälbchen geboten, die Mutter läßt fragen, ob sie es für diesen Preis hergeben soll, der Fleischer wartet in der Schenke auf Bescheid."

Franzl sah über das Mädchen hinweg. „Das Kalb kostet fünfzehn Gulden," und ohne den Abschiedsgruß der Kleinen zu erwidern, griff er wieder zur Axt.

2.

Der Nachmittag war vergangen, und die fleißigen Holzfäller hatten Feierabend gemacht. Säge und Hacke auf dem Rücken und ein schweres Holzscheit auf der Schulter schlugen sie den Heimweg ein. Sie durchschritten den Hau und ein Stück Hochwald und gelangten auf einen freien Wiesenhang. Unten im Thale lag feierlich ihr Dörfchen.

Idyllisch zogen sich die kleinen, niederen, meist ganz aus Holz aufgeführten Häuschen, von Gärten und Bäumen umgeben, längs des Baches dahin, und anheimelnd stieg der Rauch aus den Essen.

Gleich vor der Thüre des ersten Häuschens blieb Franzl stehen und warf das Holzscheit zur Erde.

„Behüt Gott unterdes," rief ihm Toni zu und schritt munter weiter.

Franzl nickte nur stumm und betrat die dunkle, enge Flur seines Anwesens. Er hing die Säge an einen Balken, lehnte die Axt in die Ecke und begab sich in die niedere Wohnstube. Er mußte sich unter der Thüre bücken, um nicht anzustoßen. „Grüß Gott, Mutterl," sagte er laut und herzlich.

Ein altes Weiblein, welches eifrig beim Herde herumhantierte, wandte sich bei dieser Anrede erschrocken um, aber als es des jungen Burschen ansichtig wurde, erhellten sich seine Züge. „Guten Abend, Franzl," antwortete es liebreich, und mit mütterlichem Stolze ruhten die Blicke der halbtauben Alten auf ihrem schönen Sohne. „Die Suppe ist gleich fertig," fuhr sie eifrig fort, „setz' Dich nur, gleich trag' ich auf."

Franzl ließ sich an dem Tische nieder, und das Haupt in der Hand gestützt, starrte er trübsinnig vor sich hin.

Erst die Stimme der Mutter, welche die dampfende Schüssel vor ihn hinstellte, schreckte ihn aus seinen Gedanken.

Während Franzl das einfache Abendmahl verzehrte, wußte die redselige Alte eine Menge zu erzählen. „Hat 'was haben wollen, eh' ich die fünfzehn Gulden aus dem Fleischer herausbekommen hab', aber zuletzt mußt' er doch nachgeben. Aber geweint hab' ich doch, wie es das gute Tierl aus dem Stall gezogen hat und das dumme Mädl, die Gabi, sitzt noch in ihrer Kammer und lamentiert. Kenn' mich überhaupt gar nimmer aus in diesem wetterwendischen Ding, wenn ihr nicht die Gesundheit aus dem Gesichtl schauen möcht', ich müßt' rein glauben, sie sei zum Sterben krank, so hängt sie den Kopf. Und was sagt sie nicht heut', wie sie vom Essentragen kommt: „Mam'," sagt sie, „ich seh's selbst ein, daß ich überflüssig bin im Haus hier, es braucht mir gar nicht näher gelegt zu werden, — die Aumüllerin unten will eine Kuchelmagd, ich werd' mich halt melden bei ihr, und dabei beginnt's zu weinen, daß ich denk', es bricht ihr's Herz. Darfst sie doch nicht gar so abstoßend behandeln, Franzl, ihren Bissen verdient sie redlich, denn sie ist fleißig wie eine Bien'."

Franzl hatte den Löffel niedergelegt, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und er stand auf. „Schwül ist's heute hier," sagte er mit gänzlich veränderter Stimme und begab sich vor das Haus. „Also zur Aumüllerin will sie; nun ja, die Aumühle liegt ja dicht neben Tonis Häuschen, bequemer kann es ein Mädchen ihrem Liebsten schon nimmer machen." Franzl lachte laut und heiser auf. Er lehnte sich an den Thürpfosten und starrte ins Leere. War er nicht selbst schuld an seinem Elend? Nun machte er sich die bittersten Vorwürfe. Bevor er eingerückt war zum Militär, da war die Gabi ins Haus gekommen, ein eckiges, mageres, kaum vierzehnjähriges Mädchen und hatte bei der Mam' um Unterstand gefleht, weil die Eltern gestorben waren. Die Mam' hatte ihr die Bitte nicht abgeschlagen, aber die arme Waise sah auch gleich ein, daß sie nicht zweimal willkommen war. Und Franzl gerade war es, welcher sich keine Mühe gab, seinen Unmut über den unnützen Esser zu verbergen. Und als Franzl nach drei Jahren beurlaubt wurde und er wieder heimkam, da hatte sich Gabi zum schönsten Mädchen im ganzen Thale entwickelt.

Mit starrem Eigensinn wollte Franzl diese Veränderung nicht bemerken, und als ihm endlich doch die Augen aufgingen, da war es über ihn gekommen wie ein wildes, verzehrendes Feuer, eine glühende Liebe, eine wahnsinnige Leidenschaft für das schöne Mädchen. Aber es war schon zu spät, Franzl konnte nicht mehr daran zweifeln, Gabis Herz gehörte seinem bisherigen besten Kameraden, dem Toni. Für ihn hatte das Mädchen nur Furcht und Zurückhaltung und ängstlich ging sie ihm aus dem Wege.

Und da bäumte sich auch in ihm der alte Stolz wieder auf — und er wurde verschlossen und abstoßend, und niemand, am allerwenigsten Gabi, ahnte, was in seinem armen Herzen vorging. Von der Dorfstraße wurden jetzt Schritte laut. Zwei junge Mädchen, innig umschlungen und in traulichem Gespräche vertieft, näherten sich Franzl's Anwesen. Es war Gabi mit ihrer Freundin, der Nichte des Pfarrers. Marie hieß das prächtige brünette Mädchen mit den langen, schwarzen Zöpfen und den lebenslustig in die Welt blickenden, nachtdunklen Augen. Sie war ebenfalls eine Waise,

und dieser Umstand erklärte wohl auch die innige Freundschaft der beiden Mädchen. Marie war mit peinlicher Sauberkeit, aber sehr bescheiden gekleidet, denn die Pfarrei ihres Onkels war eine der ärmsten in den ganzen Bergen.

Franzl wollte von den beiden nicht bemerkt werden, darum kehrte er in die Stube zurück und ließ sich beim offenen Fenster nieder. Die Mädchen nahmen auf einer Holzbank vor dem Häuschen Platz, und dicht aneinander geschmiegt, Hand in Hand, hingen sie ihren Träumereien nach. Aber gar bald gesellte sich noch eine dritte Person zu den zweien, und in Franzl's Augen blitzte es auf. Sauber gewaschen, in Hemdärmeln, die qualmende Pfeife im Munde, kam Toni wie zufällig dahergeschlendert.

Marie hatte schnell und zuvorkommend an ihrer Seite Platz gemacht, und nun begann ein Plaudern, Kichern und Lachen und immer lebhafter wurde die Unterhaltung.

Und drinnen im dunklen Stübchen saß einsam und verlassen der Franzl und sein Herz krampfte sich zusammen.

Da plötzlich verstummte das laute Gespräch, und die etwas kreischende Stimme eines Weibes schlug an sein Ohr. Franzl kannte die Stimme wohl, sie gehörte der Mam' Waldhoferin. Was die Alte wohl heute hier wollte? Franzl war denn doch etwas neugierig geworden.

So beugte er denn das Haupt zu dem niederen Fensterchen hinaus.

Franzl hatte sich nicht getäuscht, draußen vor den drei jungen Leuten stand die dicke Waldhoferin. Sie hatte den schweren Einkaufskorb neben sich gestellt und wischte sich mit der schwarzseidenen Schürze den Schweiß vom Gesichte.

Als sie Franzl erblickte, nickte sie ihm erfreut zu und reichte ihm die Hand. „Gut, daß Du auch da bist,“ begann sie erregt, „so kann ich's euch allen auf einmal ausrichten. Am nächsten Sonntag nachmittag ist bei uns auf dem Waldhof großes Steinklauben, und dazu seid ihr alle zusammen geziemend eingeladen. Auch die Jungfer Marie muß mitkommen, hab' schon mit dem hochwürdigen Herrn gesprochen, er hat nichts dagegen, weil er weiß, daß im Waldhof alles in Zucht und Ehren hergeht. Also thut's mir die Ehr' nicht versagen und kommt's gewiß, soll euch nicht gereuen, für gute Musik ist gesorgt, und auch ein Fäßlein Bier liegt bereits im Keller. Und nun bleibt's alle schön gesund, ich eil', denn ich hab' heut noch viel zu schaffen.“ Mit diesen Worten reichte die Waldhoferin jedem die Hand und humpelte mit ihrem schweren Korbe davon.

(Schluß folgt.)

Ein treues Herz.

Hast du ein Menschenherz gefunden,
Das sich in Liebe dir verband,
Das nicht allein in hellen Stunden,
In Trübsalsnacht auch zu dir stand;

Das Treue hielt, ob Leid dir nahte,
Ob Freude bei dir eingekehrt,
Das alle deine Lebenspfade
Mit Liebessonnenschein verklärt,

So danke Gott für seine Güte,
Die solch ein Kleinod dir geweiht,
Und fleh' zu ihm, daß er's behüte
Dir ungetrübt für alle Zeit.

Ja danke ihm, denn nicht vergebens
Lebst du in dieser weiten Welt,
Wenn sich als Stütze deines Strebens
Ein treues Herz dir zugesellt!

Emil Hößer.

UNSERE BILDER.

Robert Bunsen. Der berühmte Chemiker und Mitentdecker der Spektralanalyse, Geheimer Rat Prof. Dr. Robert Bunsen, ist am 16. August d. J. in seiner Villa zu Heidelberg gestorben. Robert Bunsen war am 31. März 1811 in Göttingen geboren. Nach zurückgelegtem Studium in Göttingen, Paris, Berlin und Wien habilitierte er sich 1833 als Privatdozent für Geologie, Chemie und Physik in seiner Heimatstadt, um drei Jahre später seine Thätigkeit als Professor der Chemie an dem polytechnischen Institut zu Kassel fortzusetzen. 1838 ging er als Professor nach Marburg, 1851 nach Breslau, wo er die Pläne für das chemische Institut entwarf, und 1852 nach Heidelberg. Bunsen hat die Wissenschaft durch zahlreiche neue Untersuchungen und Entdeckungen bereichert. Außer seinen chemischen Untersuchungen über die Doppelcyanure, die Kakodylreihe ꝛc. verdankt man ihm auch die Entdeckung eines unfehlbaren Gegengiftes gegen die arsenige Säure. Weitere wertvolle Arbeiten lieferte er über das spezifische Gewicht, über das Gesetz der Gasabsorption, über Verbrennungserscheinungen der Gase ꝛc.; auch konstruierte er mehrere nach ihm benannte Apparate, wie den bekannten „Bunsenbrenner“, ein galvanisches Element. Die glänzendste Entdeckung aber, die er 1860 in Gemeinschaft mit dem Physiker Kirchhoff machte, ist die Spektralanalyse, über welche beide Gelehrte das Werk „Chemische Analyse durch Spektralbeobachtungen“ veröffentlichen. Die Spektralanalyse führte zur Entdeckung des Rubidiums und Cäsims, welche Bunsen auch isolierte. 1889 trat der Gelehrte in den Ruhestand. In Anerkennung seiner zahlreichen Verdienste um die Wissenschaft erhielt er von Großherzog Friedrich von Baden neben anderen Auszeichnungen auch das Prädikat Excellenz, während die Stadt Heidelberg ihn zum Ehrenbürger ernannte.

Bombay, die größte Stadt des südlichen Asien, die eine kaum zweihundertjährige Geschichte hinter sich hat, läuft infolge klimatischer und sanitärer Verhältnisse Gefahr, alle Bedeutung und allen Ruhm einzubüßen. Die Insel, auf der Bombay liegt, war von alters her nicht dazu geschaffen, einer großen Niederlassung Vorschub zu leisten. Das Gebiet war versumpft, in außergewöhnlichem Maße den Monsunstürmen ausgesetzt — was sie ja der Natur der Sache nach immer ist — und durch lange Zeiträume ein Piratenschlupfwinkel. Als England im Jahre 1661 die ältere portugiesische Gründung mit Waffengewalt sich zu eigen gemacht hatte, war die Oertlichkeit noch derart ungesund, daß der Staat nur wenige Jahre später den Platz gegen eine Bagatelle an die Ostindische Handelskompagnie abtrat. Von da ab erlangte Bombay zwar eine vorübergehende Bedeutung, es bedurfte jedoch noch eines vollen Jahrhunderts, ehe die durch Kriegswirren und andere störende Zwischenfälle in ihrer Entwicklung gehemmte Stadt zum gesicherten und wertvollen Stützpunkte der neuen Besitzerin sich ausgestalten konnte. Damals entstand die große Citadelle unfern der Südspitze jener schmalen Halbinsel, die den Außenhafen (Back Bai) vom eigentlichen Handelshafen, der sich — wenn man den weiteren Bereich hinzurechnet — zwischen der Insel und dem Festlande vier Stunden weit ausdehnt. Wie nicht anders zu denken, wurde die Citadelle der Kern der europäischen Niederlassung, um den sich in der Folgezeit ein Teil der späteren Weltstadt entwickelte. Eigentlich repräsentiert heute nur das „Fort“, wie dieser Abschnitt Bombays noch immer genannt wird, das Emporium. Man hat jedoch die eigentliche, um die Citadelle gelagerte Altstadt mit ihren krummen Gassen und nicht sehr stattlichen Häusern von den prachtvollen Neuanlagen zu unterscheiden. Durch die letzteren ist nach und nach der ganze Raum zwischen dem Hafen und der Back Bai verbaut worden. Dieser Teil bietet ein durchaus modernes Städtebild. Es ist eine Großstadt mit allen Attributen einer solchen. Ihr Alter reicht keine zwei Jahrzente zurück. Alle bedeutenderen öffentlichen Gebäude, Regierungsämter und Anstalten befinden sich in dieser wie aus dem Boden gewachsenen Neustadt. An die Baulichkeiten schließen sich Promenaden und Reitwege, sowie die herrliche Anlage von Rotton Row an, ein Name, der an den Londoner Hydepark erinnert. Auf allen diesen Erholungsplätzen herrscht ein ungemein reges und farbenbuntes Leben, das den ganzen Raum bis zur Südspitze der Halbinsel für sich beansprucht. Dort erhebt sich über den spiegelnden Wassern die kleine Kolabo-Insel mit ihren Kasernen, Werkstätten und den Leuchttürmen, welche die Einfahrt in den Meeresarm zwischen Bombay und dem Festlande, also in den inneren Hafen, bezeichnen. Einen sehr malerischen Abschluß bildet der Malabarhügel im Nordwesten, eine von Palmen beschattete mäßige Erhebung, die den Außenrand der Back Bai bezeichnet. Diese große, prächtige Stadt in ihrer ausgezeichnet schönen Lage ist aber noch lange nicht „Bombay“ selbst. Eine starke Viertelstunde weiter im Norden erstreckt sich der zweite Hauptteil des Emporiums, die ausgedehnte, typisch morgenländische Niederlassung der Eingeborenen. Sie führt den Namen „Black Town“, die schwarze Stadt, und beherbergt rund eine halbe Million Einwohner. Krumme, enge Gassen, meist nur ein- oder zweistöckige Häuser mit Veranden, Hallen, Marktbuden in endlosen Reihen, alles voll geschäftigen Lebens, aber keineswegs ein anlockendes Bild für den an Reinlichkeit und Ordnung Gewöhnten. Die Straßen sind nicht nur Mittelpunkte des Geschäftslebens, sondern zugleich die Orte, wo die Eingebornen auch ihre häuslichen Angelegenheiten verrichten. Sie nehmen hier ihre Waschungen vor, baden ihre Kinder, indem sie dieselben mit Wasser aus großen Kübeln begießen, nehmen öffentlich ihre Mahlzeiten ein, empfangen Besuche und so weiter. Man sieht einheimische Aerzte ihres Amtes walten, die Barbiere in Thätigkeit, halb nackte Kinder und Männer, oft nur notdürftig mit schmutzigen Laken bekleidet, in sinnverwirrendem Wirrwarr die Straßen füllen. — Obwohl, wie wir gesehen haben, die europäische Stadt von der indischen räumlich getrennt ist, bedingt es gleichwohl der lebhafte Verkehr, der durch Eisenbahnen und alle erdenklichen Vehikel vermittelt wird, daß diese Isolierung ganz und gar verwischt wird. Dazu kommt, daß jenseits der Eingeborenenstadt eine weitere Niederlassung — Mazagan — sich erstreckt, mit den Wohnungen der englischen und überhaupt europäischen Ansiedler, da die Anlage um die alte Citadelle herum lediglich Geschäftsviertel ist, gewissermaßen die City von Bombay. In Mazagan haben auch die indischen Fürsten ihre Absteigequartiere. Es befinden sich hier viele Fabriken, dann die vornehmsten Hotels, die Klubs und so weiter. So hätten wir in flüchtigen Strichen ein Bild von der gewaltigen Ausdehnung dieses Emporiums gegeben. Glanz und Farbe, Leben und Reichtum fehlen diesem Bilde nicht. Aber all dies ist verblaßt, seitdem die verheerende Seuche von Bombay Besitz ergriffen hat und, kaum im Verlöschen begriffen, immer wieder auftaucht, als wollte sie endgültig Herr bleiben. Schon sind Hunderttausende dem Seuchenherde entflohen; die sanitären Maßregeln sind auf heftigen Widerstand seitens der Eingeborenen gestoßen, und es ist nicht abzusehen, wie und wann diesem Zustande ein Ende gemacht werden soll.

Nikolaus Riggenbach. Am 25. Juli verschied zu Olten in der Schweiz, an der Stätte mehr als vierzigjähriger Thätigkeit, Nikolaus Riggenbach, der erfindungsreiche Maschinen- und Eisenbahningenieur, der Vater des Zahnradsystems wie der Bergbahnen überhaupt. Am 21. Mai 1817 zu Gebweiler (Elsaß) als der Sohn schweizerischer Eltern geboren, verlor er schon im Alter von zehn Jahren den Vater, worauf er mit der Mutter und sieben Geschwistern nach Basel übersiedelte. Schul- und Lehrjahre verlebte er in engen, drückenden Verhältnissen. Aus einer Lehre wanderte er in die andere, mißvergnügt über seine Thätigkeit hinter dem Ladentisch und im Comptoir, bis er die ersehnte

Gelegenheit fand, in einer Bandstuhlweberei endlich sich der Mechanik zuwenden zu können. Nach vorschriftsmäßig absolvierter Lehrzeit wanderte der 19jährige Geselle nach Lyon, wo er bereits ein Jahr später als Werkführer in einer Seidenstoffweberei die Aufsicht über die Maschinen führte. Mächtig zog es ihn jedoch nach der französischen Hauptstadt, der damaligen Hochschule aller Feinmechanik. Ende September 1837 traf er in Paris ein mit dem festen Vorsatz, sein lückenhaftes Wissen zu vervollständigen, um nicht im handwerksmäßigen Betriebe seines Faches zu verkümmern. Nach Schluß der Arbeitszeit in der Werkstatt lenkte er den Schritt in das Musée des arts et métiers, um hier den wissenschaftlichen Vorträgen zu lauschen, oder zu einem freundlichen Schüler der Ingenieurschule, der den lernbegierigen Arbeiter in die Geheimnisse der Mathematik, Physik und Mechanik einweihte. Kurz vor Riggenbachs Ankunft in Paris war dort die erste Lokomotivbahn auf französischem Boden, die 19 Kilometer lange Strecke nach Saint-Germain-en-Laye, eröffnet worden. Das regte den jungen Schweizer mächtig an, den Bau der Lokomotive wie überhaupt die Konstruktion der Eisenbahnen zu studieren. Als daher ein Vertreter der Keßler'schen Maschinenfabrik in Karlsruhe nach Paris kam, um für den in Angriff genommenen Bau von Lokomotiven geübtere französische Arbeiter ausfindig zu machen, ließ sich auch Riggenbach anwerben. Aus der Karlsruher Maschinenbauanstalt von Keßler ging 1840 die erste in Deutschland konstruierte Lokomotive hervor, an deren Bau Riggenbach hauptsächlich mit den feinmechanischen Arbeiten beteiligt war. Eine zwei Jahre währende Episode geschäftlicher Selbständigkeit zu Basel hatte für ihn zu so wenig erquicklichen finanziellen Ergebnissen geführt, daß er mit Freuden in die dargebotene Hand seines Karlsruher Prinzipals einschlug, als ihm derselbe das Angebot machte, als Werkführer in die Fabrik zurückzukehren. In den Jahren 1844 bis 1853 hat Riggenbach in dieser Stellung den Bau von anderthalbhundert Lokomotiven geleitet und die ersten vier Maschinen für die älteste Bahn der Schweiz, die Strecke Zürich-Baden, geliefert; er ließ es sich nicht nehmen, die Probefahrt auf dieser 23 Kilometer langen Linie zu leiten. Sechs Jahre später berief ihn die Direktion der Schweizerischen Centralbahn als Chef der noch erst anzulegenden Maschinenwerkstätten nach Olten. Als er 1866 auf der Rückreise von Centralamerika, wo er einen Bruder besucht hatte, über das Gebiet der nordamerikanischen Union zurückkehrte, erwarb sich der eidgenössische Generalkonsul Hitz in Washington das Verdienst, den Bau der Rigi-Bergbahn bei Riggenbach in Anregung zu bringen, der schon längere Zeit die Idee des Systems der Zahnradbahn nach allen Richtungen durchdacht, aber bei Bahnverwaltungen wie Ingenieuren kein rechtes Entgegenkommen zur Ausführung des genialen Gedankens gefunden hatte. Von nun an entwickelte er aber eine nachhaltige Thatkraft in der Betreibung des Zustandekommens der Vitznau-Rigibahn; am 21. Mai 1870 erfolgte die Probefahrt, 1871 die Eröffnung dieser ersten Bergbahn, der noch 38 andere nach Entwürfen Riggenbachs nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Deutschen Reich, Oesterreich-Ungarn, Italien, Portugal, Brasilien und Indien folgten. Die 1873 von ihm mitbegründete Internationale Gesellschaft für Bergbahnen zu Aarau, deren Direktion Riggenbach führte, mußte allerdings bei der in den siebziger Jahren andauernden Erschütterung des Geldmarktes zur Liquidation schreiten, doch fehlte es dem „alten Mechaniker“, wie der Erbauer der Rigibahn mit Vorliebe sich nannte, auch dann nicht an zahlreichen Aufträgen, als er sich in der Stadt Olten, deren Ehrenbürger er war, als Civilingenieur niedergelassen hatte. Bis in die Mitte der achtziger Jahre unternahm er weite Reisen in Eisenbahnangelegenheiten, so 1880 nach Ostindien und 1884 nach Algerien. Riggenbachs Autobiographie, die eine weite Verbreitung in der Schweiz zu verzeichnen hatte, bietet ein treffliches Beispiel dafür, daß hartnäckige Energie und eiserne Ausdauer über alle Hindernisse hinweg noch immer zum Ziele führen.



Nikolaus Riggenbach †. (Mit Text.)
(Nach einer Photographie von Gysi u. Co. in Aarau.)

ALLERLEI.

Nachtleben. Oberkellner: „Nun, haben Sie gut geruht?“ — Fremder: „Nein — es war viel zu unruhig . . . .“ — Oberkellner: „Aber bitte: das Zimmer liegt doch isoliert und nach dem Hof zu.“ — Fremder: „Was geniert denn das die Tierchen!“ (Neue Flieg. Blätter.)

Ein ahnungsvoller Engel. Fahrgast (eilig): „Hier ist die doppelte Taxe; fahren Sie möglichst rasch, — ich muß zur Bahn!“ — Kutscher: „Jawohl — — Herr Kassierer!“

Etwas versalzen. Arzt: „Nun Herr Meier, wie war es im Seebade?“ — Bankier: „A bissel zu viel gesalzen ist es gewesen, Herr Doktor!“

— Der berühmte Mathematiker **Maupertius**, der den König von Preußen auf seinen Feldzügen begleitete, wurde in der Schlacht bei Mollwitz zum Gefangenen gemacht und nach Wien geführt. — Der Großherzog von Toskana, nachheriger Kaiser Leopold II., wollte einen so berühmten Mann gern sehen. Er bewies ihm viele Achtung und fragte ihn unter anderm, ob er nichts von den Sachen bedaure, die ihm die Husaren genommen hätten. Maupertius gestand nach einigem Schweigen, daß er eine vortreffliche Taschenuhr von Graham gern behalten hätte. Der Großherzog, der von eben dem Meister eine hatte, die aber mit Diamanten besetzt war, sagte zum **Herrn von Maupertius**: „Die Husaren haben nur einen Spaß haben wollen, sie haben Eure Uhr zu mir gebracht, hier ist sie, ich gebe sie Euch wieder!“ St.

Auch eine Einladung. Aus dem Jahre 1730 stammt eine kuriose Einladung, die ein Leipziger Gastwirt zum Martinsschmause ergehen ließ; sie lautet folgendermaßen: „Hoch-Edler Best und hoch erfahrener, hochgeehrtester Herr Doktor und geneigter Patron. Es giebt die Person 18 Groschen, wenn Sie keine Patientin zu besuchen haben, meine Frau läßt sie auch schöne grüßen, es kommen andere vornehme Leute mehr. Darnach geben Sie etwas Weniges in Salz in die Schüssel vor die Mägde, ich weiß nicht, ob nicht auch der Hausknecht mit einem Bierstöpsel kommt, es trägt etwa noch ein paar Groschen aus. Und eine schöne, lange Pfeife mit Figuren und das Bier ist auch fein und frei bis um acht Uhr, da giebt die Person 18 Groschen. Das übrige Essen können Sie Ihrer Frau Liebsten schicken. Sie verthun ja eher 18 Groschen und keinen Wein müssen Sie ja nicht trinken, so ist der ganze Fraß 18 Groschen. Schlagen Sie mir es nicht ab, ich stehe wieder zu Diensten, kommen Sie immer. Des hocherfahrenen, hochgeehrten Herrn Doktors ehrenwilliger Diener Johann Martin Hemm zum großen Joachim-Thal.“ St.

Gemeinnütziges

Vertilgung der Maden im Salzfleisch. Nachdem das Fleisch gehörig gereinigt, ist beim Einsalzen darauf Bedacht zu nehmen, daß das Salz mit Pfeffer vermischt, nicht sparsam gebraucht und das Fleisch nicht sobald aus der Salzlacke herausgenommen, vielmehr vier Wochen lang mit der abgelaufenen Brühe wieder übergossen werde.

Nußschalenextrakt als Haarfärbemittel. Man zerkleinert die grünen Nußschalen und kocht sie 3—4 Stunden mit Wasser, wonach man eine dunkelbraune Flüssigkeit erhält, die man bis zur Dickigkeit einkocht, dann die doppelte Menge Oel und Fett hinzugiebt und bei schwachem Feuer so lange eindampft, bis das Wasser oder die Flüssigkeit eingedampft ist, wonach man ein dunkelbraunes Oel oder Fett gewinnt, welches man zum Färben der Haare verwenden kann.

Einen vorzüglichen Kitt für Porzellan und Steingut soll man nach einem französischen Rezept in folgender Weise erhalten: Man mische zwanzig Gramm Fischleim mit dem gleichen Gewicht krystallisierbarer Essigsäure und dampfe das Gemisch vorsichtig bis zu syrupartiger Konsistenz ein, so daß es beim Erkalten eine gallertartige Masse bildet. Im Bedarfsfalle wird der so erhaltene Kitt durch Erwärmen wieder flüssig gemacht und mit dem Pinsel auf die Bruchstellen aufgetragen. Die Bruchstücke werden nun, zweckmäßig durch straffes Umwinden mit Bindfaden, fest zusammengepreßt, bis der Kitt erhärtet ist.
(Mitteilung des Patenbureau von Otto Wolff in Dresden.)

Rätsel.

In der A— rinnt das Leben,
In der A— 's golden blinkt.
E— muß der Fulda geben,
Was aus ihrem Kopf entspringt.
O— aus dem Mährenland
Eilet zu dem Ostseestrand.

Anagramm-Aufgabe.

All, Rebe, Gang, Leck, Nase, Wald, Schale.

Jedes dieser Wörter ist durch Veränderung eines Buchstaben in ein anderes Wort zu verwandeln. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen die bei der Verwandlung fortgelassenen und ebenso die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchstaben je eine Form der epischen Dichtung.

Charade.

Wer bei den Ersten sitzet
Der mag vergnügt wohl sein;
Das harte Andre stützte
So manches müde Bein.

Vereinige zum Ganzen
Du nun das Silbenpaar,
Dann zählt's zum Reich der Pflanzen
Und beut das Erste dar.

Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Vexierbild.



Wo ist der Bummler?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Drau, Frau. — Des Homonyms: Bach.
Des Silbenrätsels: **Eli, Reblaus, Weisheit, Uebelstand, Neunauge, Sperber, Choral, Harpune, Türkei, Eduard, Anemone, Rubin, Bertha, Einhufer, Indifferenz, Testament.** „Erwünschte Arbeit ist der Leiden Arzt.“
Des Bilderrätsels: „Viel trauen — Viel Trauer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart